

## Nach der Party ist vor dem Deal

Perfekte Chance: Bilanz des Gallery Weekends

Tim Renner war da, und Berlins neuer Staatssekretär schien fest entschlossen, das Gallery Weekend in ähnlichem Tempo zu absolvieren wie die über 1000 Zureisten aus dem globalen Kunstbetrieb: von der Begrüßung im Palais am Festungsgraben bis zum Dinner im Flughafen Tempelhof mit 1300 Gästen. Und dazwischen immer rein in die Galerien.

Es war die perfekte Chance, um kompakt zu erleben, was die hiesige Kunstszene zu leisten vermag. Eine Mischung aus spektakulären Räumen, aufregend neuen Werken und lohnenden Wiederentdeckungen. Mit Schauwerten im besten Sinn, zum Angucken und Erwerben. Für Sammler aus Argentinien, Brasilien Japan oder Südkorea, die Berlins Ruf zumindest an diesem Wochenende erfolgreich untergraben – indem sie der Stadt der Kunstproduzenten auch adäquate Umsätze bescheren.

Das internationale Publikum wird das Weekend auch im zehnten Jahr seines Bestehens als *place to be* im Kalender markieren. Längst trägt die Veranstaltung das Etikett des Einzigartigen – und alle in der Stadt profitieren davon. Nicht nur jene 50 Galeristen, die sich jedes Jahr erneut mit ihrem Programm beweisen müssen, um von der privaten Weekend-Initiative zur Teilnahme eingeladen zu werden. Auch zahllose andere Galerien halten ihre Räume bis Sonntagabend offen und überlegen, welche Künstler aus ihrem Programm sie herausstellen wollen.

Klar, an einem Wochenende kann man nicht alles sehen – ein kolportierter Selbstversuch von 36 Vernissagen nonstop soll rauschhafte Zustände hervorgerufen haben. Aber die Berliner können ja noch mindestens einen Monat lang all die Solo- und Gruppenschauen besuchen, die nicht ins Drei-Tage-Programm passen. Man vergisst es jäh schnell: Das Gallery Weekend ist bloß der Auftakt der Saison, bevor es die Sammler nach New York zur Frieze und zu all den anderen Kunstmesse in der Welt zieht. Für Berlins Galeristen ist es nach dem glamourösen Auftakt jedoch ebenso wichtig, dass ihre mitunter wahnwitzigen aufwendigen Projekte auch weiter gesehen werden.

CHRISTIANE MEIXNER

## Sei fair, Lady!

Die Musical Akademie gibt ihren Einstand in Berlin

Warum bekommt der deutsche Film eigentlich Subventionen, das deutsche Musical aber nicht? Beide Genres sind kommerziell orientiert, in beiden gibt es Blockbuster und Independents, beide brauchen risikofreudige Produzenten. Staatliche Hilfe wie fürs Kino fordert die neu gegründete Deutsche Musical Akademie nun für die unterhaltende Bühnenkunst. Im deutschsprachigen Raum, so ihr Vorsitzender Norbert Hunecke, sind bis zu 10000 Profis mit dem Musical befasst, Vollzeit wie beim Unterhaltungskonzert Stage Entertainment oder projektweise wie an vielen Staats- und Stadttheatern.

Hunecke, im Hauptberuf Künstlervermittler bei der Bundesagentur für Arbeit, ist ein professioneller Netzwerker. Von der positiven Branchenresonanz auf seine Akademie-Initiative wurde er förmlich überwältigt. Stars wie Gayle Tufts, Thomas Hermanns oder Uwe Kröger sagten ihre Unterstützung zu, Bühnenverlage zeigten ebenso Interesse wie die großen Hamburger Musicaltempel oder die Neuköllner Oper. Als erste öffentlichkeitswirksame Aktion wird am heutigen Montag in der Komischen Oper Berlin nun der „Deutsche Musical Theater Preis“ aus der Taufe gehoben. Ausgezeichnet wird ein Vorkämpfer für das in Hochkulturkreisen oft belächelte Genre – dessen Name bei der Zeremonie enthüllt wird.

Hauptanliegen der Akademie ist jedoch die Arbeit von Profis für Profis. Bei der Entwicklung neuer Stücke will man Talente aufbauen. Workshops, szenische Lesungen, Tagungen sollen veranstaltet werden. Es geht um Forschung und Entwicklung, um Investitionen in die Zukunft des Musicals, um Uraufführungen – als Alternative zum Import aus dem angloamerikanischen Markt. Was Kreativleistung und Publikumsgunst betrifft, agiert das Musical längst auf Augenhöhe mit dem staatlich geförderten Film, konstatiert Hunecke. Deshalb kann die Forderung an Kulturstaatsministerin Monika Grütters nur lauten: Sei fair, Lady! FREDERIK HANSEN

# Liebesgrüße aus dem Jenseits

Michael Jackson starb vor fünf Jahren. Jetzt hat ein ganzes Team von Produzenten ein zweites Album aus seinem Nachlass erstellt. „XScape“ erscheint nächste Woche und feiert erneut den King of Pop

VON TATJANA KERSCHBAUMER

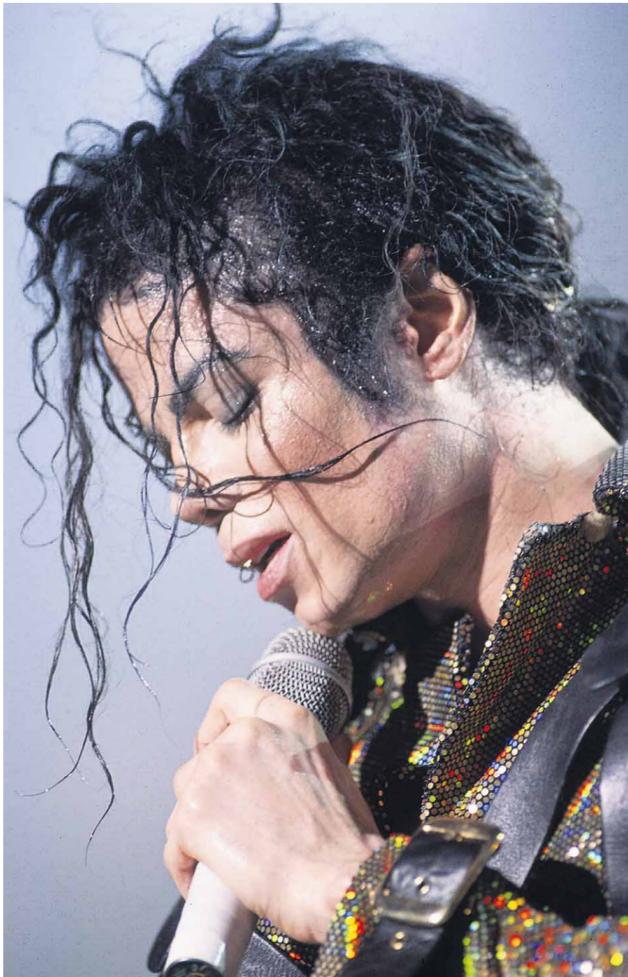
Escape, „Entkommen“, stand auf Michael Jacksons persönlicher Wunschliste wohl ein Leben lang ganz oben. „Der Erfolg ist wie ein Gefängnis“, soll er einmal gesagt haben – und genau daraus wollte er sich befreien; irgendwann, irgendwie. Neverland, sein riesiges Anwesen in Kalifornien, hatte er nicht umsonst nach der Heimat Peter Pans benannt. Was läge also näher, als Jacksons ewigen Fluchtgedanken zum Titel seines zweiten posthumen Albums zu machen, das jetzt, knapp fünf Jahre nach seinem Tod und vier Jahre nach „Michael“ erscheint? Allein: Ganz so verständnisvoll ist die Plattenindustrie nicht.

„XScape“, der Titel des Albums, das am 13. Mai herauskommt, hat laut Produzententeam eher pragmatische als sentimentale Gründe. Seit seinem Durchbruch mit „Off the Wall“ hatte Michael Jackson nur noch Alben veröffentlicht, die mit einem prägenden Ein-Wort-Hit als Titel auskamen: „Thriller“, „Bad“, „Invincible“. Um den bewährten Rhythmus nicht zu stören, wurde folglich „XScape“ zum namenstiftenden Titelsong erkoren, denn die übrigen sieben Stücke sind wegen ihrer Wortanzahl schlicht nicht tauglich. „Chicago“ hätte es noch auf das Cover schaffen können – wäre da nicht der lästige Zusatz „She was lovin' me“. Also musste „XScape“ herhalten, ein Song, den Jackson 2001 eigentlich für „Invincible“ aufgenommen hatte. Dass sich der Gedanke an Flucht und Entkommen darin wiederfindet, war den Produzenten aber gewiss nicht unrecht.

Antonio „L.A.“ Reid, als Geschäftsführer der Plattenfirma Epic Records in erster Linie für „XScape“ verantwortlich, schwört Stein und Bein, dass er die Allerbesten an Jacksons Nachlass herangelassen habe. In dem von ihm zusammengestellten Produzententeam fanden sich vor allem „langjährige Freunde“ von Jackson – oder Künstler, mit denen jener bereits zu Lebzeiten gearbeitet habe. Oder zumindest Produzenten, mit denen er ganz sicher „hätte zusammenarbeiten wollen“.

Im Klartext heißt das, dass Timbaland und sein „Best Buddy“ Jerome „J-Roc“ Harmon den Großteil der acht Songs auf „XScape“ produziert haben. Beteiligt war auch Rodney Jerkins, der 2001 „You Rock My World“ für Michael Jackson arrangierte – und auch für Schwester Janet schon Chart-Hits schrieb. Ebenfalls mit von der Partie war das norwegische Produzententeam Stargate. Keine schlechte Idee: Von ihnen stammen Hits wie Katy Perrys „Firework“ oder Ne-Yos „So Sick“. Mit Michael Jackson hatten sie bisher aber noch nie zu tun.

„Contemporizing“, so L.A. Reid, sei das Gebot der Stunde gewesen. Will heißen: Jacksons Archiv-Material – das meist einfach aus purem Gesang bestand – musste modernisiert werden. Aus vier Jahrzehnten suchten die Produzenten in Trüffel-schwein-Manier die besten Tonaufnahmen und Fragmente zusammen, um sie für 2014 massenkompatibel zu machen. Radio- und clubtauglich. Jung. Besonders von Letzterem hat L.A. Reid mehr als nur eine Ahnung: Ohne ihn wäre Justin Bieber seine Finger am Mischpult hat, ist immer mit einer wuchtigen, satten Produktion zu rechnen – Michael Jackson war bekanntlich selbst kein Bass-Verächter. „XScape“ kommt trotzdem ein wenig langsam in Fahrt. Die ersten drei Tracks sind zwar nicht schlecht, aber man hört



King of Pop. Michael Jackson ist bis heute der erfolgreichste Künstler aller Zeiten. Seit seinem Tod haben seine Musik und die von ihm erworbenen Musikrechte, zum Beispiel an fast allen Beatles-Songs, über 700 Millionen Dollar eingebracht.

Foto: Sony

ihnen auch an, warum Jackson sie im Archiv liegen ließ. „Love you totally, Love never felt so good, Loving you“: ganz viel Liebe in den ersten „XScape“-Minuten, kombiniert mit cleveren Synthie-Spielereien und ein paar obligatorischen Jackson-Kieksern. Schön zu hören, aber: unaufrichtig.

Auch das nächste Thema – Überraschung! – ist Liebe, und mit dem Song „Chicago“ ist auch schon Halbzeit auf der Platte, die kaum eine halbe Stunde Laufzeit überschreitet. Die Bässe werden fetter, der Rhythmus schneller, Jacksons Stimme griffiger – und man erinnert sich, warum Jackson nicht nur King of Pop genannt wurde, sondern bis heute der erfolg-

reichste Künstler aller Zeiten ist.

„Do You Know Where Your Children Are“ ist eins der längsten Stücke auf „XScape“, zu „Slave To The Rhythm“ können sich auch Endzwanziger getrost im Club bewegen, ohne es peinlich zu finden, Timbaland sei Dank. Obwohl er Stars wie Nelly Furtado und Justin Timberlake produzierte, galt er in den vergangenen Jahren eher als solider R'n'B-Veteran, nicht als Kreativgenie. Bis L.A. Reid ihm den Großteil des Jackson-Nachlasses anvertraute. „XScape“ dürfte Timbaland erneut in die Liga der Top-Produzenten katapultieren, auch wenn gegen Ende des Albums der Eindruck überwiegt, es gelte das Motto „größer, fetter, bombastischer“. Etwa, wenn das Intro zu „Blue Gangsta“ kurz wie ein Piratenfilm-Soundtrack klingt. Das haben Stücke von Michael Jackson nicht nötig – weil es sie nicht besser macht, als sie ohnehin bereits sind.

**Die Songs wurden dem Geschmack der Massen von heute angepasst**

Mit „XScape“ endet das Album, einem der schwächeren Songs. Wie gesagt, das Ein-Wort-Motiv war ausschlaggebend für den Titel. Beim Plattencover wurden weniger Kompromisse gemacht. Da schaut Jackson aus einem überdimensionalen Stehkragen heraus, der das Weltall spiegelt und auch ein Planetenring sein könnte. Sicher ist nichts, außer: Das Universum ist mit von der Partie.

Bei „Michael“, dem ersten nach Jacksons Tod erschienenen Album, war von Zombie-Motiv die Rede gewesen. Die Plattenfirma hatte gar eine prominente Riege von Experten aufgeföhrt, um die Echtheit des Archivmaterials zu verifizieren. Auch jetzt wird wieder die Kritik laut, die posthume Veröffentlichung von Songs, die Jackson oft bewusst im Archiv gelassen habe, sei Geldschneiderei seitens der Familie und der Produktionsfirmen.

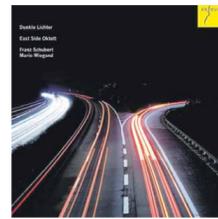
Für dieses Phänomen gibt es mehr als ein Beispiel. Tupac Shakur, Johnny Cash, Nirvana: Manche posthume Veröffentlichungs-Listen sind länger als die zu Lebzeiten der Künstler. Aber „XScape“ ist mehr als aufpolierte Resteverwertung. Michael Jackson hört sich hier genauso an wie auf dem Zenit seines Erfolgs. Viel Soul. Viel Gefühl. Viel Falset. Ein bisschen geglättet und aufgehübscht vielleicht. Auf jeden Fall ohrrwurmverdächtig. Wir erinnern uns: King of Pop.

— Das Album „XScape“ von Michael Jackson erscheint am 13. Mai bei Epic Records. Mehr zu Michael Jackson unter [www.tagesspiegel.de/jackson](http://www.tagesspiegel.de/jackson)

ANZEIGE

Die Max Frisch-Klassiker im BE!  
HEUTE, 19 UHR: A N D O R R A  
MORGEN, 19 UHR: BIEDERMANN  
28408-155

## KLASSIK-CD der Woche



## Acht Freunde sollt ihr sein

Sie nennen sich East Side Quartett, weil sie allesamt beim Rundfunk-Sinfonieorchester Berlin angestellt sind. Zwar wurde das RSB bereits 1923 gegründet, als erstes deutsche Radioensemble überhaupt, doch die meiste Zeit stand es in Diensten der DDR. Nach der Wende blieb es zunächst ganz im Ostteil der Stadt verwurzelt, auch dank eines treuen Stammpublikums, bis es unter Chefdirigant Marek Janowski in die Spitzengruppe der bundesdeutschen Orchester aufstieg.

Janowski war es auch, der 2010 seine Musiker animierte, sich für eine Aufführung von Schuberts Oktett bei den RSB-Pfingstkonzerten im Schlüterhof des Deutschen Historischen Museums zur Kammermusikformation zusammenzufinden. Seitdem machen die Streicher Philipp Beckert, Franziska Drechsel, Andreas Willwohl, So Yung Lee, Konstanze von Gutzeit und Iris Ahrens sowie der Klarinetist Oliver Linke, der Hornist Uwe Holjewilken und der Fagottist Sung Kwon You auch jenseits der Orchesterdienste zusammen Musik. Schuberts fast einstündiges Meisterwerk von 1824 wurde dabei zu ihrem *signature piece*, das sie nun auf CD veröffentlichten, ergänzt um ein Auftragswerk von Mario Wiegand.

Zwei ästhetische Maximen von Marek Janowski sind den RSB-Musikern hörbar in Fleisch und Blut übergegangen: Transparenz und Präzision. Bei ihrer Schubert-Interpretation fügen sie jede Menge Leidenschaft hinzu. Ob in den vom Komponisten fast sinfonisch angelegten Sätzen, ob im intimen Zusammenspiel des Adagios, stets beglückt nicht nur die Virtuosität, sondern eben auch die Vertrautheit der Musiker untereinander. Besonders packend: das Finale, als Vorahnung der „Freischütz“-Ouvertüre, wenn sich die schauerromantische Spannung der langsamen Einleitung wie bei Carl Maria von Weber in ein Jubelfinale auflöst, dessen Unbeschwertheit man nach dem Vorangeangenen nicht recht glauben mag.

Das neue Stück von Mario Wiegand entstand zwar explizit für diese CD, der 1970 geborene Chemnitzler aber liefert keine Coda, benutzt kein Material aus Schuberts Stück, sondern setzt selbstbewusst einen Kontrapunkt. Er will wissen, was für Klänge sich mit heutigen Mitteln aus der Instrumentenkombination entfalten lassen. Das Ergebnis ist anregend, weil durchaus melodisch gedacht und atmosphärisch raffiniert. FREDERIK HANSEN

— Die CD ist erschienen bei Es-Dur (Vertrieb: Edel).

## Der Mann aus Vergangenheit

Legende der Nouvelle Vague: dem Filmschauspieler Jean-Pierre Léaud zum 70. Geburtstag

Ab und zu taucht er noch auf der Leinwand auf, dunkles Phantom, um gleich wieder zu verschwinden, gerade so wie ein Buckelwal vor der Felsküste von Big Sur. „Guck mal, Jean-Pierre Léaud!“, heißt es dann auf den Parkplätzen im Hochparterre, von denen aus man in die pazifischen Tiefen der Filmgeschichte schaut, „das war doch der Léaud!“ Ja, das war er, aber da ist der Meeresspiegel schon wieder friedlich glatt, als hätte man diesen Léaud da eben nur geträumt.

In Aki Kaurismäki „Le Havre“ zum Beispiel, auch schon wieder drei Jahre her, hatte er eine winzige Rolle als böser Nachbar und Denunziant, ein Schattenmann im Staubmantel, ein Staubgeschöpf am Telefon, und am anderen Ende der Leitung ist bitte schön die Polizei. Genau so hätte Kaurismäki ihn 2002 als „Mann ohne Vergangenheit“ besetzen können, nur dass dem stillfinsternen Léaud vielleicht das Glück nicht so gut stehen mag, das den Mann ohne Gedächtnis am Ende ereilt. Andererseits: Hatte er solch einen Pechpflanz nicht längst für Kaurismäki gespielt – vor fast einem Viertel-

jahrhundert, als Selbstmordlustigen in „I Hired a Contract Killer“, der sich in eine Blumenverkäuferin verliebt?

„Der Mann mit Vergangenheit“: Eher so könnte man den Lebensfilm des Jean-Pierre Léaud titeln, oder sogar „Der Mann aus Vergangenheit“. Am heutigen Montag wird der scheue Schauspieler 70, und wenn er, Ikone und Legende und Archetyp, sich denn mal irgendwo materialisiert, dann spielt er am liebsten einen wie nicht mehr von dieser Welt. Oder noch lieber, als sei er lebenslang eher aus jener Welt gewesen, jener des Kinos, und steige nur, zwecks Eröffnung einer Retrospektive oder Gewährung eines Interviews, ausnahmsweise hinüber in die, die wir sicherheitsshalber die unsere nennen.

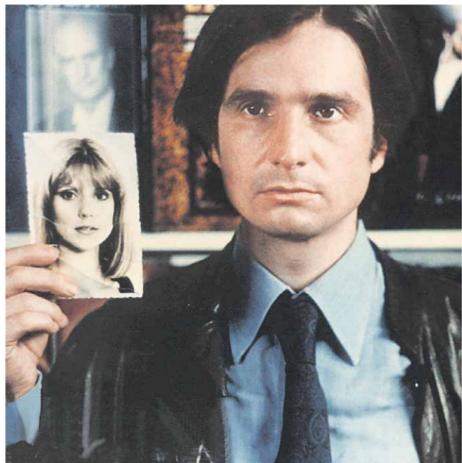
Zwei oder drei Dinge, die man von ihm weiß: Ja, Léaud hat, jung, in einigen Godard-Filmen mitgespielt. Vor allem aber war er François Truffauts Lieblingsheld Antoine Doinel, fünf Filme und zwanzig Jahre lang. Zuerst mit 14, in „Sie küsst und sie schlugen ihn“, gleich ein Tripel-Durchbruch: für den Debütanten Truffaut, der mit Mitte zwanzig in Cannes die Regie-Palme holte, für den widerspenstigen Internatszögling Jean-Pierre und für die Nouvelle Vague überhaupt. So viel plötzlicher Ruhm, der ein Legendenleben lang halten sollte und den der Halbwüchsige 1959 in Cannes so feierte: „Das ist alles

Wahnsinn hier, ich weiß schon gar nicht mehr, wie mein Leben ausgesehen hat vor dem Festival.“

Und wie lebte Léaud nachher? So unsterblich wie der narzisstische Frauennichtversther Antoine Doinel, den Truffaut als sein Alter Ego erfand. So filmverrückt und filmverschlungen wie der intellektuell versponnene Jung-

regisseur, der in Bernardo Bertoluccis „Letztem Tango in Paris“ die Welt ausschließlich durchs Objektiv wahrnimmt und doch unbedingt die ungemein physische Maria Schneider heiraten will. So nervtötend auch wie der brüllend komische, komisch brüllende Starschauspieler in Truffauts „Amerikanischer Nacht“, der mitten im Identitäts- und

**Alter Ego.**  
Jean-Pierre Léaud in „Liebe auf der Flucht“ von 1978, einem von fünf Filmen, die Regisseur François Truffaut mit dem Schauspieler drehte.  
Foto: picture alliance



Liebeschaos schon mal Kollegenseelen wie Hotelzimmer zertrümmert.

Vage Vermutungen, genährt durch Léauds lebenslanges Mantra, recht eigentlich nur in seinen Filmen zu existieren. Verbürgt immerhin ist eine manifeste Lebenskrise, nach François Truffauts frühem Tod 1984. Und, auch diese düstergroteske Anekdote gibt es, für zwei Wochen die unangenehme Bekanntheit mit Pariser Gefängnissen (er hatte mit einem Blumentopf nach einer Nachbarin geworfen). Vermischte Nachrichten sind das aus einer Biografie, die sich ganz aufs Verwischen verlegt: die Jugend hingegen als Projektionsfigur der vergötterten Regisseure, als Gesicht, in das sich deren Zorn und Zweifel und Zynismus einschrieben – und irgendwann legt man eine denn doch eigene, etwas wächsere Schicht drüber.

Letztes Jahr immerhin, das Berliner Kino Babylon Mitte feierte ihn mit einer Reihe, war Jean-Pierre Léaud sehr wirklich da: etwas gebrechlich, augenblicksweise zart abwesend, aber grundfreundlich, ja, heiter. Weil ein Gespräch verabredet war, waren Wörter nicht zu vermeiden, manchmal sprudelten sie sogar hervor. Um zusehender immer wieder dem eigentlichen Zuhause Raum zu geben, dem Schweigen, dem endlich still gewordenen Ozean. JAN SCHULZ-OJALA